

Damit wir uns richtig verstehen

Bald können Maschinen für uns übersetzen. Wird dann niemand mehr Sprachen lernen? Das wäre ein Jammer, denn Fremdsprachen helfen uns nicht nur, die Welt zu begreifen, sondern auch uns selbst **VON STEFANIE KARA UND STEFAN SCHMITT**

In Babylon, einer Stadt im fernen Orient, lebte einst ein Volk, das eine heilige Sprache sprach. Die Menschen aber waren übermütig und stolz und wollten sein wie Gott. Deshalb beschlossen sie, einen Turm zu bauen, so hoch, dass er bis an den Schöpfer heranreiche. Als Gott das sah, fuhr er voll Zorn herab und verwirrte die Sprache der Babylonier, sodass keiner den anderen mehr verstehen konnte und der Turmbau zu Babel abgebrochen werden musste. Das Volk aber wurde über die Erde verstreut, so kamen die unterschiedlichen Sprachen in die Welt.

Diese Geschichte vom Fluch der Vielsprachigkeit erzählen uns die Autoren des Alten Testaments im ersten Buch Mose.

Ein paar Tausend Jahre später kämpft Alexander Waibel gegen die reale Sprachverwirrung an. Der Professor lehrt Informatik am Karlsruher Institut für Technologie, und wer seinen Vorlesungen lauscht, erlebt das Gegenteil von Babylon. Gerade spricht Waibel per Video aus dem 8300 Kilometer entfernten Seattle im Westen der USA zu seinen Karlsruher Studenten. Seine Technik überbrückt dabei nicht nur einen ganzen Kontinent und einen Ozean, sondern etwas noch Gewaltigeres – die Verschiedenartigkeit der Sprachen.

Waibel spricht in der Videovorlesung englisch, und eine Software namens Lecture Translator (»Vorlesungs-übersetzer«) blendet deutsche Untertitel für seine badischen Studenten ein, als wär's eine Serie auf Netflix. Das geschieht live: Das Programm kennt Waibels Vorlesung nicht im Voraus, es protokolliert seine Worte in Echtzeit und übersetzt sie simultan. Vor fünf Jahren wurde das Programm am Karlsruher Institut für Technologie gestartet als Service für ausländische Studierende, die den deutschsprachigen Vorlesungen nur mühsam zu folgen vermochten. Im Sommersemester 2020 funktioniert es umgekehrt: Waibel spricht, da er gerade in den USA lebt, englisch. Seinen Karlsruher Studenten serviert der Übersetzer nun Untertitel auf Deutsch.

Die Technik, zu deren Vätern Alexander Waibel zählt, macht gerade große Schritte hin zu einem fantastischen Gerät aus der Welt der Science-Fiction: dem universellen Dolmetscher. Babelfisch nannte der britische Schriftsteller Douglas Adams jenes galaktisch-polyglotte Wesen, das er 1979 in seiner Romanreihe *Per Anhalter durch die Galaxis* ersonnen hatte: Wer sich einen Babelfisch ins Ohr steckt, kann augenblicklich alle Sprachen verstehen. 2020 ist die Menschheit tatsächlich auf dem Weg, die Sprachgrenzen zu überwinden: Spracherkennung macht aus Gesprochenem augenblicklich Geschriebenes, Übersetzungsprogramme dolmetschen, und die Sprachsynthese verwandelt Buchstaben zurück in Laute – so werden Maschinen zu Souffleuren. Sie sprechen aus ganz alltäglichen Apparaten, etwa Bluetooth-Ohrstöpseln, wie sie viele beim Joggen und einige schon den ganzen Tag lang tragen. Längst flüstern uns Fremdsprachen-Apps wie Google Translate oder der Microsoft Translator arabische und chinesische Textfetzen auf Deutsch ins Ohr.

Noch sorgt die Technik für Verzögerungen, noch produziert sie kuriose Missverständnisse, etwa wenn die Sprecher nuscheln, doch Microsoft und Google arbeiten längst an perfekten Dolmetschern, ebenso die Technologie-Riesen Baidu und Alibaba in China. Und Anfang der Woche stellte Apple die neue Version seines iPhone-Betriebssystems vor, das künftig zwischen elf Sprachen hin und her übersetzen soll. Ein Menschheitsstraum nähert sich seiner Erfüllung: müheloses Verstehen über alle Sprachgrenzen hinweg.

Welch eine Erleichterung für gequälte Schüler, gestresste Managerinnen und verwirrte Reisende. Keine Vokabeln, keine Grammatik, kein Radebrechen mehr – eine Welt ohne sprachliche Schlagbäume. Unternehmen könnten sich Investitionen in Sprachkurse für ihre Mitarbeiter sparen und auch die Kosten für Übersetzer und Dolmetscher. Deren Branche setzt allein in Deutschland jährlich eine Milliarde Euro um.

Und doch: Vielen Menschen macht es Freude, neue Wörter, fremde Klänge und ungewohnte Ausdrucksweisen zu erlernen. Zwei Drittel aller Deutschen können sich in einer Fremdsprache unterhalten, etwa jeder dritte davon sogar in zweien oder dreien. Sie tun das vor allem im Urlaub, im Internet oder im Gespräch mit Freunden. Über eine Million Anmeldungen für Sprachkurse zählten die Volkshochschulen im Jahr 2018 (Anfang der Neunziger waren es weniger als ein Zehntel davon). Und als im Corona-Lockdown die Leute ihre »Was ich immer schon machen wollte«-Listen schrieben, stand bei vielen offenbar »Eine neue Sprache lernen« drauf. Die Berliner Online-Plattform Babbel, Anbieter der nach eigenen Angaben weltweit meistverkauften Sprachlern-App, verzeichnete einen rasanten Anstieg der Anmeldungen. Als im März das öffentliche Leben heruntergefahren wurde, gingen die Zahlen durch die Decke: plus 200 Prozent im Vergleich zum Monatsende des Vorjahrs. Und die meisten lernen aus reiner Freude: »Interesse an Sprache und Kultur« lautet die Motivation bei jedem Dritten. Für die Arbeit lernt nur jeder Achte. Sprachenlernen – ein Freizeitvergnügen mit Sinn.

Was geht also verloren, wenn wir Kommunikation in fremden Sprachen mithilfe von Apparaten erledigen? Und was macht das Lernen einer Sprache mit uns?



Foto: Photohaus Nisch für DIE ZEIT

Hier Wein, dort trockene Buchstaben: So unterschiedlich formulieren Franzosen und Deutsche, siehe nächste Seite oben

Hirnforscherinnen und Psychologen, Linguisten und Soziologinnen erforschen, wie Mehrsprachigkeit sich auf das Denken und Fühlen auswirkt, ob sie klüger macht oder sozialer, wie sehr sie tatsächlich den Horizont erweitert. Und sie streiten darüber.

Gerade hat eine neue, groß angelegte Studie diese Kontroverse befeuert. Forscher am Brain and Mind Institute der University of Western Ontario untersuchten mehr als 11.000 Menschen, weil sie wissen wollten, ob die Zweisprachigen unter ihnen sich besser konzentrieren können. Das nämlich hatten zuvor viele psycholinguistische Studien nahegelegt, es wurde jahrzehntelang propagiert. Es geht um die »kognitive Kontrolle«, so nennen Hirnforscher ein ganzes Bündel von Fähigkeiten, das essenziell ist, um den Alltag auf die Reihe zu bekommen. Das Ergebnis der Brain-and-Mind-Studie: Die Zweisprachigen hatten nur einen winzig kleinen Vorsprung – und der verschwand ganz, sobald die Wissenschaftler Faktoren wie Bildungsstand oder Einkommen der Probanden herausrechneten. Ein Schlag für alle Sprachforscher, die in der Mehrsprachigkeit ein besonderes Hirntraining sehen.

So wie Ellen Bialystok. Die Psychologin von der York University in Toronto ist eine Pionierin auf diesem Gebiet. Schon Mitte der Achtzigerjahre fand sie heraus, dass zweisprachige Kinder besser zwischen Form und Inhalt von Texten unterscheiden können als einsprachige. »Äpfel wachsen auf Nasen« – solche Sätze hatte sie ihnen vorgelegt und sie gebeten zu prüfen, ob diese grammatikalisch korrekt waren. Auf den inhaltlichen Unsinn reagierten viele Kinder empört, erzählt die Psychologin. Die Zweisprachigen unter ihnen hätten diese Irritation aber besser ausblenden und sich auf die Grammatik konzentrieren können (die ja völlig richtig war). »Doch das hatte gar nichts mit ihren Sprachkenntnissen zu tun«, sagt Bialystok, »sondern damit, wie ihr Gehirn funktionierte: Es war grundsätzlich besser darin, mit Konflikten umzugehen.«

Und warum? Die Hypothese der Psychologin: Weil bei zweisprachigen Menschen immer beide Sprachen aktiv sind, muss sich ein Kontrollsystem im Gehirn ständig darum kümmern, dass sie die richtigen Wörter wählen und die jeweils andere Sprache ausblenden. »Generaldirektor« nennt Bialystok dieses System. Es sorgt dafür, dass wir uns auf das Relevante konzentrieren und Ablenkungen ignorieren. Dieser Generaldirektor werde durch die Zweisprachigkeit pausenlos trainiert. Das hieße: Fremdsprachen sind Hirntraining ganz nebenbei.

Die Forschung boomte und schritt voran, Studien, die behaupteten, Zweisprachige könnten sich besser auf eine Aufgabe konzentrieren und leichter zwischen Aufgaben hin- und herwechseln, häuften sich. Mit einem alltagsnahen Experiment demonstrierte dies einer von Bialystoks Doktoranden: Jason Telner setzte Testpersonen in einen Fahrsimulator und gab ihnen über Kopfhörer sprachliche Aufgaben – so als ob sie beim Autofahren mit dem Handy telefonierten. Und tatsächlich: Die Zweisprachigen unter ihnen ließen sich von der Ablenkung weniger beim Fahren stören.

Dass eine zweite Sprache ganz generell hilfreich sein könnte, zeigte die Psychologin Bialystok in einem Test mit Kindern aus sozial benachteiligten Einwandererfamilien. Sie wollte wissen, ob es von Vorteil sei, wenn die Kinder nicht nur die Sprache ihrer neuen Heimat, sondern auch die Herkunftssprache ihrer Eltern beherrschten. Und tatsächlich schnitt diese Gruppe, was die kognitive Kontrolle anging, besser ab als die einsprachigen Kinder. »Zweisprachigkeit bereichert die Armen«, überschrieb Bialystok daher ihren wissenschaftlichen Artikel zum Thema. Einwandererkinder dazu zu drängen, ihre Herkunftssprache aufzugeben, sei ein Fehler, sagt die Psychologin: »Es ist ein Verlust für die Familien und eine Vergeudung von Chancen.«

Mehrsprachigkeit erschien bald als Wundermittel: für die Konzentration, für geistige Flexibilität und – weitergedacht – womöglich gar für soziale Gerechtigkeit. Zweisprachige Erziehung wurde zum Trend. In den vergangenen 15 Jahren stieg die Zahl der bilingualen Kitas auf mehr als das Dreifache, die der Grundschulen vervierfachte sich. Sogar Eltern, die selbst nicht zweisprachig sind, versuchen sich als Privatlehrer, trotz wackeliger Grammatik und schrägem Akzent.

Dann kam der Gegenschlag. »Die kognitiven Effekte der Zweisprachigkeit werden überschätzt«, sagt Harald Clahsen. Der Psycholinguist von der Universität Potsdam erforscht ebenfalls seit Jahrzehnten das Lernen fremder Sprachen. »Ja, es gibt viele Studien, die positive Effekte gezeigt haben«, räumt er ein, »aber viele haben auch gar keinen Effekt nachweisen können.« Die wissenschaftliche Beweislage sei dürrig. Zudem bestreitet Clahsen, dass das Sprachenlernen etwas Besonderes sei. »Um Ihre kognitive Kontrolle zu trainieren, können Sie auch Gitarre oder Fußball spielen.« Er sehe es mit Sorge, wenn Eltern ihre Kinder auf Mehrsprachigkeit drillten: »Das ist unter Umständen völlig überflüssig.«

Clahsen steht mit seinem Zweifel nicht allein, in den vergangenen Jahren wuchs die Skepsis. 2019 veröffentlichten zwei Sprachforscherinnen einen Überblicksartikel für die Britische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften. Sie hatten 800 Studien

Fortsetzung auf S. 28

Nicht wörtlich nehmen!

»Glida in på
en räkmacka«

Schwedisch:
Auf einem Krabben-
brot dahergerutscht
kommen

Entspricht in etwa:
Etwas auf dem
Silbertablett serviert
bekommen

»Filho de peixe
sabe nadar«

Portugiesisch:
Kinder von Fischen
können schwimmen

Entspricht in etwa:
Der Apfel fällt nicht
weit vom Stamm

»Non sei capace
di tenerti un
cece in bocca«

Italienisch:
Du kannst keine
Kichererbse im
Mund behalten

Entspricht in etwa:
Du kannst deine
Klappe nicht halten

»Een kruimeltje
is ook brood«

Niederländisch:
Ein Krümelchen
ist auch Brot

Entspricht in etwa:
Kleinvieh macht
auch Mist

»Pushing up
the daisies«

Englisch:
Die Gänseblümchen
nach oben schieben

Entspricht in etwa:
Sich die Radieschen
von unten anschauen

TITELTHEMA: DER WERT DER SPRACHEN

Sieben ZEIT-Autoren über das Glück des Verstehens und über ihre Lost-in-Translation-Momente



Schloss Bran in Transilvanien

Hände, Füße, Dracula

Eine mehrtägige Wanderung durch Transilvanien, die Heimat von Graf Dracula. Weil die Füße wehtun, schaffen wir es jedoch nicht bis zu Schloss Bran, das Touristen als Wohnsitz der Romanfigur von Bram Stoker verkauft wird. Wir steigen ab in ein kleines Dorf und stellen fest: Keine Busse, keine Taxis, der nächste Bahnhof ist zwei Stunden Fußmarsch entfernt. Ich strecke den Daumen raus. Nach einiger Zeit hält ein lächelnder Rumäne. Ich lächle zurück, zeige auf die Karte und sage »train station«. Er guckt mich fragend an. Ich sage den Namen des Ortes. Er nickt. Er spricht weder Deutsch noch Englisch oder Französisch – und wir kein Rumänisch. Trotzdem wird es eine unvergessliche Fahrt. Wir unterhalten uns mit Händen und Füßen, begleitet von Wortfetzen in vier Sprachen. Wir verstehen wenig, erfahren aber: Eine Reise lebt vom Fremden. Hätten wir alles verstanden, die Erinnerung an die Fahrt wäre nur halb so eindrücklich.

KATHARINA MENNE, Wissen

»Frieten en een pilsje!«

Dahinten vor dem Supermarkt steht Florin. Er winkt und ruft: »Servus, Burkhard!« Florin stammt aus Rumänien und verkauft eine Obdachszeitung. Ich gehe hin und schüttle ihm scheu die verkrüppelte Hand. »Ce faci, Burkhard?«, fragt er. Das hört sich an wie »tsche fatsch«, es

heißt »Was machst du?«, und es bedeutet »Wie geht's?«.

Ich krame in meinem Küchenrumänisch, das ich mal privat gelernt habe. Mir fällt nur ein: »Asa, asa.« So, so. Florin schüttelt sich vor Lachen, scheint irgendwie komisch zu sein. Ich kaufe eine Zeitung und gebe reichlich Trinkgeld. »La revedere, Florin!« Florin grinst. Autsch, das war zu förmlich. Er ruft mir nach: »Tschüss!«

Ein paar Brocken nur – und so viel Spaß! Einmal hatte ich ein Segelboot in Holland. Da habe ich extra einen Niederländisch-Kurs belegt, damit ich sagen konnte: »Frieten met mayonaise en een pilsje, alstublieft!« Schon ist das Eis gebrochen, falls welches da war. Der Holländer klopf mir auf die Schulter, und es geht auf Deutsch weiter.

Es gibt nur ein einziges Land auf der Welt, wo man gar nicht erst versuchen sollte, die Sprache der Einheimischen zu sprechen: die Schweiz. Aus irgendeinem Grund wird hier für anbietend gehalten, was der Rest der Welt nett findet. Für die Schweiz empfiehlt sich der Babelfisch.

BURKHARD STRASSMANN, Autor

»Ich bin so abbiocco!«

In meinem Erasmus-Semester in Polen habe ich mit vier Spaniern, einer Italienerin, einer Niederländerin und drei Deutschen zusammengeohnt. Wir haben viel gefeiert und lange geschlafen, weshalb die Bezeichnungen für die Mahlzeiten nicht mehr passten – also erfanden wir das »Linner«, eine Mischung aus Lunch und Dinner gegen 18 Uhr. Für die Müdigkeit nach dem Essen schenkte uns die Italienerin ein Wort: *abbiocco*. Und für das ewige Sitzen und Reden am Tisch, nachdem man längst aufgegessen hat, brachten die Spanier den treffenden Begriff mit: *sobremesa*. »I am so abbiocco from Linner, I need to stay sobremesa« war ein oft gesagter Satz.

ANNA MAYR, ZEITmagazin



Blick aufs Meer in der Normandie

Sie schrieb: »Nichts ist schlimmer als schlafendes Wasser«

Einen meiner schönsten Sprachmomente hatte ich einmal mit einer französischen Freundin, die mir einen Brief in seltsam verständlich-unverständlichen Wendungen schrieb.

Er begann mit der Anrede »Ma vieille branche« (also wörtlich »Mein alter Ast«), worauf sie mir gestand, sie habe sich bei unserem ersten Treffen »auf ihre 31 gestellt« (*»mis sur ma 31«*) und gedacht, ich sei wohl »der Keuchhusten der Frauen« (*»la coqueluche de femmes«*). Weiter ging das merkwürdige Schreiben mit Betrachtungen wie der, es sei nichts schlimmer als »schlafendes Wasser« (*»Il n'est pire eau que celle qui dort«*), und am Ende kam es zu der Schlussfolgerung, wenn der Wein entkorkt sei, müsse man ihn auch trinken (*»Quand le vin est tiré, il faut le boire«*).

Ich hatte keine Ahnung, von welchem Ast hier die Rede war; auch hatte ich mich niemals auf meine 31 gestellt, und der Keuchhusten der Frauen wollte ich auch nicht sein.

Während ich noch räselte, klärte mich meine Freundin lachend auf: Sie hatte einen Brief in lauter Redewendungen und Sprichwörtern geschrieben, die im Französischen häufig andere Metaphern und Bilder bemühen als im Deutschen. So ent-

spricht der alte Ast dem deutschen »alten Haus«; wer sich in Frankreich »auf seine 31 stellt«, wirft sich in Schale, der Keuchhusten ist der Hahn im Korb, und die »schlafenden Wasser« sind in Deutschland stille, die bekanntlich tief sind. Die sinnfrohe Weinkorken-Philosophie wiederum ist das Pendant zur nüchtern-deutschen Maßregel, nach der, wer A sagt, auch B sagen muss.

So schwingt in solchen Redewendungen stets die Kultur und Lebensphilosophie eines Landes mit, und wer sie zu entschlüsseln versteht, ahnt auch, mit welchem Blick die jeweils Sprechenden auf die Welt und ihre Eigenheiten schauen. Die französischen Sprichwörter machen klar: Hier wird das Leben oftmals leichter, sinnlicher, kulinarischer oder auch deutlich praller interpretiert als im strebsam-nüchternen Deutschland.

Ob ein Französisch-Übersetzungsprogramm etwas taugt, kann man daher am besten mit solchen Sprichwörtern testen, zum Beispiel anhand der schönen Charakterisierung eines Wichtigtuers: *»Il pète plus haut que son cul«* – aber das übersetzen Sie jetzt bitte selbst.

ULRICH SCHNABEL, Wissen

Heine und der Babelfisch

Ich habe als Frankreich-Korrespondent immer den aus Paris schreibenden Heinrich Heine bewundert, auch weil er es schaffte, seine Werke auf Französisch zu publizieren. Als mein Buch *Der Frankreich-Blues* ins Französische übersetzt wurde, konnte ich es ganz neu lesen: Alles klang plötzlich so viel leichter und zugleich klüger, als ich es selbst, obwohl ich viele Jahre meines Lebens fast nur Französisch sprach, hätte formulieren können. Wird der Babelfisch auch literarische Werke übersetzen können? Heine war ein Fan der neuen Medien seiner Zeit. Er hätte den Babelfisch sicher als Erster ausprobiert!

GEORG BLUME, Korrespondent in Brüssel

schöner kann man das Durcheinander an einer Kreuzung ohne Ampel oder die Unordnung nach einem Kindergeburtstag nicht beschreiben: »Ein ganz schönes *balagan!*«

CHRISTIAN FUCHS, Autor



Mannfrau in Albanien (r.)

Die Botschaft der Burrnesha

Vor einigen Jahren suchte ich für eine Recherche in Albanien Burrneshas. Das sind Frauen, die sich nach einem traditionellen Gesetzbuch zu Männern erklären dürfen. In weit abgelegenen Hütten in den Dinarischen Alpen fand ich eine dieser letzten Mannfrauen des Balkans.

Mich begleitete ein Übersetzer, der leider sehr oft betrunken war. Die Burrnesha zeigte auf ihn, schüttelte den Kopf. »Sie hat sich zum Mann erklärt, weil sie nicht mit einem wie mir zwangsverheiratet sein will«, übersetzte der knurrig. Sie guckte ihn böse an, zog mich fort, nahm meine Hände in ihre und redete eindringlich auf mich ein. Sie offenbarte etwas, vielleicht war es auch ein Angebot oder ein Geständnis. Immer wieder erklärte sie es mir – aber ich verstand nichts. Schließlich gab sie entnervt auf, scheuchte mich fort.

Ich habe die persönliche Botschaft der Burrnesha an mich nie entschlüsselt. Ich hatte den Eindruck, dass mir das Wesentliche des Gesprächs entgeht. Jene Aussage, wegen der ich so viele Hundert Kilometer gefahren war. Es war zum Verzweifeln. Natürlich hätte ich da gern einen Babelfisch-Knopf im Ohr gehabt.

GRETA TAUBERT, Autorin



Die Stadt Jericho im Westjordanland

Chaos auf Hebräisch

Wüstenlandstraße in Israel. Adi lenkt den alten Wagen von Tel Aviv nach Jericho in die palästinensischen Autonomiegebiete. Er ist Jude und darf hier eigentlich nicht hin. Als guter Gastgeber will er mir die Stadt aber trotzdem zeigen. Wir fahren über einen Geheimweg, »dann müssen wir nicht über den offiziellen Checkpoint, gibt nur *balagan*«, sagt Adi. In Jericho gab es gutes Kebab, und es war sehr heiß, mehr weiß ich nicht mehr.

Das Wort aber summt noch Tage, Wochen, Jahre in meinem Kopf. Es ist so schön lautmalерisch wie im Deutschen klappern oder rauschen. *Balagan* heißt auf Hebräisch Chaos, Verwirrung, Probleme. Viel

Damit wir uns richtig ... Fortsetzung von S. 27

analysiert, ihre Schlussfolgerung: »Das Verhältnis zwischen kognitiver Kontrolle und Sprachlernerfolg ist komplex und inkonsistent.« Das ist Forscherjargon für: Man weiß es nicht genau.

Doch haben Sprachen nicht vielleicht andere positive Effekte? Sie sind schließlich nicht bloß Hirnleistung – sie verbinden Menschen, sie sind eine soziale Kulturtechnik. Haben mehrsprachige Menschen also Vorteile im Miteinander? Auch dieser Frage gehen Sprachforscher nach. Im Jahr 2018 fasste der Psycholinguist Scott Schroeder von der amerikanischen Hofstra University den aktuellen Forschungsstand so zusammen: Zweisprachige Kinder können sich tatsächlich besser in andere hineinversetzen. Sie haben einen Vorteil bei dem, was die Wissenschaftler Theory of Mind nennen – also bei der Vorstellung davon, was in den Köpfen anderer vor sich geht.

Um so etwas zu erforschen, machen Psychologen zum Beispiel den »Smarties-Test«. Sie zeigen einem Kind ein Smarties-Röhrchen und erlauben ihm, die Verpackung zu öffnen. Drin sind aber bloß Knöpfe. Dann fragen sie das Kind: »Was wird wohl eine andere Person darin vermuten?« Wer über Theory of Mind verfügt, antwortet jetzt: »Smarties.« Kleine Kinder aber sagen oft: »Knöpfe.« Einen solchen Versuch hat die Kognitionsforscherin Ágnes Kovács mit Dreijährigen in Rumänien gemacht, die in ein- oder zweisprachigen Familien aufwuchsen. Jene Kinder, die täglich in zwei Sprachen unterwegs waren, beantworteten die Frage doppelt so häufig richtig. Ein beachtliches Ergebnis. Im Durchschnitt jedoch, das ergab die Überblicksanalyse von Scott Schroeder, ist der Vorsprung eher klein bis mittelgroß.

Warum aber können sich zweisprachige Kinder besser vorstellen, was andere denken? Forscher haben dafür mehrere Erklärungen. Es könnte daran liegen, dass sie ständig reflektieren müssen, ob ihr Gegenüber beide Sprachen versteht oder bloß eine – und welche. Vielleicht können die Kinder aber auch bloß ihre eigene Sichtweise besser ausblenden, dann wäre wieder der »Generaldirektor« im Spiel. Neuere Studien deuten eher auf die erste Erklärung hin. Denn

auch Kinder, die nicht zweisprachig sind, sondern nur regelmäßig einer fremden Sprache begegnen, können die Welt leichter mit den Augen anderer sehen. Das könnte schlicht an ihrer Erfahrung liegen, so Schroeder, »dass sich die eigenen Sprachkenntnisse von denen anderer Leute unterscheiden.«

Klingt simpel, meint aber etwas Grundlegendes: die Erkenntnis, dass es nicht nur *eine* Ausdrucksweise gibt und nicht nur *einen* Blick auf die Dinge. »Meine Sprachen bewahren mich vor der Selbstgefälligkeit, zu denken, meine Weltanschauung sei die einzige und unfehlbar«, sagt die Linguistin Aneta Pavlenko. »Sie helfen mir, den Grenzen meiner eigenen Welt zu entkommen.«

Pavlenkos Muttersprache ist Russisch, sie wuchs in den Siebziger- und Achtzigerjahren in Kiew auf. »Als ich sechs war, versuchte meine Mutter, mir Englisch beizubringen. Ich habe mich geweigert.« Dann probierte es die Mutter mit Polnisch – und Aneta entwickelte sich zu einer Sprachverrückten. In der Schule lernte sie Ukrainisch, dann Spanisch, schließlich auch Englisch (ganz nebenbei, weil ihre Mutter weiter englisch auf sie einredete). Und später Französisch und Italienisch. »Für meine Mutter waren Sprachen die Möglichkeit, den Eisernen Vorhang gedanklich zu durchbrechen«, erzählt Pavlenko.

Aus dem Traum wurde Wirklichkeit. 1989 verließ Aneta Pavlenko die Heimat mit Mutter und neugeborenem Sohn in Richtung USA. Im Gepäck: 300 Dollar und ihr Sprachschatz. Sie bekam Jobs als Sprachlehrerin an Universitäten und promovierte. Heute ist sie Professorin für Angewandte Sprachwissenschaft in Oslo und erforscht, wie sich Mehrsprachigkeit auf das Denken und Fühlen auswirkt.

»Auf Englisch bin ich professionell, souverän, ich beherrsche meine sprachlichen Mittel«, sagt sie. »Auf Russisch dagegen fühle ich mich behaglich. Wenn ich gestresst bin, brauche ich russische Bücher und Filme. Sie bringen mich zurück in die sichere Welt meiner Kindheit.« Pavlenko wollte wissen, ob es auch anderen so geht, und startete eine Umfrage: »Fühlen Sie sich manchmal wie eine andere Person, wenn Sie eine andere Sprache benutzen?« Mehr als tausend mehrsprachige Personen meldeten sich, viele

enthusiastisch: *»Ooooooooooh yes!«* – »Absolut.« – »Dauernd.« Insgesamt antworteten zwei Drittel mit »Ja«.

Die Professorin Pavlenko erklärt das so: »Wie man sich in einer Sprache fühlt, hängt vor allem davon ab, in welchem Zusammenhang man sie gelernt hat.« Sprachen speichern Erinnerungen – mit dem Klang der Worte kehren diese wieder ins Gedächtnis zurück, selbst wenn sie verschüttet schienen.

Das erlebte ein berühmter Mehrsprachiger beim Verfassen seiner Memoiren. Vladimir Nabokov, in St. Petersburg geboren, schrieb drei Jahrzehnte lang auf Russisch, bevor er in die USA ausgewanderte und als englischsprachiger Autor bekannt wurde. Als er seine Erinnerungen niederschrieb, tat er es ohne Zögern auf Englisch. *Conclusive Evidence* (»Schlüssige Beweise«) nannte er seine Autobiografie. Dann bat ein russischer Verlag um eine Übersetzung. Nabokov machte sich daran – und mit den russischen Wörtern kamen plötzlich weitere Erinnerungen, und viel genauere. Statt einer Übersetzung wurde es ein ganz anderes Buch. Nabokov sah sich gezwungen, nun wiederum die englische Version zu überarbeiten, und so schrieb er seine Memoiren ein drittes Mal. Der Titel jetzt: *Erinnerung, sprich*.

Aber sind die Effekte von Sprachen auf Gedanken und Gefühle rein persönlich und subjektiv – oder auch objektiv messbar? Das wollten Psychologen um Arthur Jacobs von der Freien Universität Berlin herausfinden. Die Forscher legten deutschen und spanischen Muttersprachlern, die erst im Alter von etwa 20 Jahren die jeweils andere Sprache erlernt hatten, einen Standard-Persönlichkeitstest vor. Der Clou: Sie sollten die Fragen einmal auf Deutsch beantworten, einmal auf Spanisch. Und wirklich zeigten sich erhebliche Unterschiede. In der spanischen Version waren die Teilnehmer extrovertierter und neigten stärker zu Gefühlsschwankungen. Auf Deutsch wiederum zeigten sie sich verträglicher. Und zwar egal, mit welcher Muttersprache sie aufgewachsen waren.

Erstaunlich aus zwei Gründen: Zum einen geht der Einfluss der Sprache auf die Psyche offenbar über die individuelle Erfahrung hinaus. Und zum anderen wirken sich Fremdsprachen auch auf die Persönlichkeit aus, wenn man sie erst im Erwachsenenalter lernt.

Jacobs und seine Kollegen vermuten den Grund darin, dass Sprachen kulturelle Konzepte transportieren und wachrufen. Sie speichern nicht nur persönliche Erinnerungen – sondern auch kollektive. Und damit, schreiben die Forscher, gäben sie »dem Einzelnen eine neue Palette von Möglichkeiten, die eigene Persönlichkeit wahrzunehmen und zu präsentieren.«

Welche Bereicherung das sein kann, schilderte eine Probandin in einer britischen Studie: »Meine Zweitsprache zu nutzen ist in etwa so, wie hinreißende Kleider und Make-up für den Abend zu tragen – kein völlig natürlicher Zustand, aber einer, der mir erlaubt, zu strahlen und wunderschön zu erscheinen.« Auf dieses Schillern und Leuchten müsste verzichten, wer sich für die Party einfach einen Übersetzungcomputer ins Ohr steckt.

Ellen Bialystok, die Pionierin der Erforschung der Mehrsprachigkeit, findet einen anderen Effekt von Fremdsprachen noch wichtiger: »Je älter meine Probanden waren, desto mehr profitierten sie von der Mehrsprachigkeit.« Diese könne nämlich den kognitiven Abbau im Alter teilweise aufwiegen. Mehr noch: Als die Psychologin sich die Krankenakten von Demenz- und Alzheimerpatienten ansah, stellte sie fest, dass bei den zweisprachigen die Symptome der Krankheiten drei bis fünf Jahre später diagnostiziert worden waren. Offenbar konnten diese Menschen den Verlust des Denk- und Erinnerungsvermögens eine Zeit lang ausgleichen, sodass er sich erst später bemerkbar machte. Das war sogar auf Hirnscans zu sehen. Bialystok verglich Bilder von ein- und zweisprachigen Alzheimerkranken, die ähnlich starke Einschränkungen zeigten: Die Gehirne der Zweisprachigen waren stärker von der Krankheit gezeichnet als die der Einsprachigen. Trotz der größeren Schäden funktionierten sie also noch ähnlich gut. Bialystok sagt: »Diese Effekte sind real.«

Tatsächlich haben solche Erkenntnisse die heftige Kontroverse um die Vorteile der Mehrsprachigkeit überstanden. Sogar der Kritiker Harald Clahsen sagt: »Bei alten Menschen gibt es mehr Studien, die Vorteile für das Denkvermögen zeigen.« Er rät deshalb, auch spät noch mit dem Sprachenlernen anzufangen: »Das ist absolut nicht hoffnungslos!« Die Grammatik

meistern auch noch sehr alte Lerner, fand er in Experimenten heraus. »Die leidet auch mit 80 noch nicht. Das hätte ich nicht gedacht.« Das Vokabellernen falle älteren Menschen allerdings schwerer. Ihnen empfiehlt der Forscher Sprachlern-Apps: »Sie machen die Schwachstelle wett. Sie helfen, wieder und wieder dieselben Wörter zu pauken.«

So macht es zum Beispiel Hermann Schnitzler, 81, aus Grevenbroich bei Köln. Seit ein paar Jahren lernt er Englisch bei der Online-Plattform Babel. »Es geht darum, durch Beschäftigung mit Sprache mein Gehirn zu trainieren«, sagt der Vermessungsingenieur im Ruhestand. »Manchmal ertappe ich mich und sage, hoppla, jetzt denkst du ja auf Englisch!« Technik, Naturwissenschaften, besonders Astronomie interessieren ihn, und da kommt er um Englisch nicht herum. »Ich kann mir nicht vorstellen, wie man sich ohne Englisch im Internet bewegt.«

Sein Hobby geht für Schnitzler aber weit über Hirntraining und Lektürehilfe hinaus. »Englisch ist für mich wie eine Freundin, die immer da ist.« In sein fröhliches Rheinisch mischt sich ein Schuss Pathos: Er könne sich vorstellen, dass in 50 Jahren »alle Menschen der Welt« Englisch lernten. Was das für die Verständigung bedeuten würde!

Unlängst, erzählt Schnitzler, habe er sich beim Einschlafen gedacht: »Man kann eine fremde Sprache mit einem Pferd vergleichen. Wenn man auf einem Pferd sitzt, kann man nämlich weiter sehen als ein Fußgänger.« Weiter zu sehen vermehre das Wissen, was wiederum zum Verständnis beitrage. »Und Wissen und Verständnis – das ist Bildung.«

Damit hat der 81-Jährige aller Babelfisch-Technologie etwas voraus, auch wenn sie noch so raffiniert und bahnbrechend werden sollte: Übersetzungstechnik mag demnächst für weltweite *Verständigung* sorgen – doch *Verständnis* wecken für die Welt und für andere Menschen, das kann nur eine echte Kulturtechnik. Das Eintauchen in eine fremde Sprache.

Mitarbeit: Tin Fischer und Claudia Wüstenhagen

www.zeit.de/audio

Quellen

Die Studie zur **Konzentrationsfähigkeit** Zweisprachiger mit mehr als 11.000 Probanden erschien im April 2020 in *Psychological Science*

Den Forschungsstand zu **kognitiven Vorteilen** durch Mehrsprachigkeit fasst ein Überblicksartikel für *The British Academy* zusammen

Die Meta-Analyse dazu, ob sich zweisprachige Kinder **besser in andere hineinversetzen** können, erschien in *Frontiers in Communication*

Links zu diesen und weiteren Quellen finden Sie bei ZEIT ONLINE unter www.zeit.de/wq/2020-27

Fotos (v. l.): Marc Scherberck/ddp; Alex Cretey Systemans/Connected Archives; age fotostock/mauritus images; Luis Dafos/mauritus images